

Hubertus Lutterbach

## **Buße als Biographiegenerator. Oder: Wie das Wahrnehmen von Schuld und das Sakrament der Beichte Europa voranbrachten**

Erinnern Sie sich spontan, wann Sie heute oder gestern zum letzten Mal „Ich“ gesagt haben? Sie werden dabei wahrscheinlich gar nichts Besonderes empfunden haben; „Ich zu sagen und über die eigene innere Befindlichkeit Auskunft zu geben ist in unserem Kulturkreis heutzutage selbstverständlich. Eigentlich aber sind die Fähigkeiten, „Ich“ zu sagen und die eigene Gefühlslage artikulieren zu können, gar nicht selbstverständlich. Wie stolz sind Eltern doch, wenn ihr Kind zum ersten Mal das Wort „Ich“ in den Mund nimmt?! Also: „Ich“ zu sagen und über sein Inneres zu sprechen – das will gelernt sein! Dafür bedarf es besonderer Institutionen, gewissermaßen „Biographiegeneratoren“ (Alois Hahn), die die Einzelpersönlichkeit als Individuum ‚spiegeln‘; erst im Gegenüber vermag sich das Individuum in seinen Eigenarten zu erkennen. Dieses Gegenüber kann vielgestaltig sein: das Korrektiv der Eltern zu Hause, die Rückmeldungen von Lehrpersonen in der Schule, die persönliche Begegnung mit sich selbst beim Schreiben eines Tagebuchs, das Auffassen einer Autobiographie, das Feedback während eines Chats im Internet, die persönliche Begegnung mit dem Psychotherapeuten oder Seelsorger.

Der individuelle Lernprozess des „Ich“-Sagens lässt sich auf menschliche Kulturen und Gesellschaften übertragen. Tatsächlich spricht die westlich geprägte Anthropologie von Kulturen, die noch in den ‚Kinderschuhen‘ stecken; gemeint sind Zivilisationen, in denen nicht das Individuum und seine ureigensten Gefühle im Mittelpunkt stehen. In globaler Hinsicht dominierte dieses eher auf die Gemeinschaft als auf das Individuum hin ausgerichtete Denken die Menschheit bis etwa 600 v. C. Erst um diese Zeit lässt sich für die Hochkulturen in China, Iran, Griechenland oder Israel gleichermaßen ein hoher ‚Individualitätsschub‘ feststellen.

Ohne diesen ‚Individualitätsschub‘ lässt sich der Umgang Jesu mit dem Fehlverhalten der Menschen nicht verstehen. In der Spur der Propheten sagte Jesus allen Menschen die Liebe Gottes zu und mahnte sie zur inneren Ein- und Umkehr. Das Hineinschauen in den Spiegel dieser himmlischen Bejahung sollte den Menschen dazu inspirieren, die Liebe zu Gott mit seinen je individuellen Ausdrucksformen zu erwidern, vor allem seine Mitmenschen beherzt, liebevoll und tatkräftig zu unterstützen.

Immer wieder – so ermutigen uns das Neue Testament und die daraus erwachsene geistliche Tradition – soll der Mensch Maß nehmen an der Botschaft Jesu, die ihm unter anderem Sonntag für Sonntag im Gottesdienst begegnet. Mit einem altmodischen Ausdruck bezeichnet man diesen Prozess des ‚Maßnehmens‘ als Gewissenserforschung; modern könnte man von einem

biblisch rückgebundenen, kritischen ‚In-sich-hinein-hören‘ sprechen. Während der ersten fünf nachchristlichen Jahrhunderte vollzog der Christ diese Selbstreflexion im Spiegel des Evangeliums normalerweise für sich bzw. allein vor Gott, also ohne bischöflich-priesterlichen Beistand. Wer im Kleinen von der liebevollen Haltung gegenüber Gott und den Mitmenschen abgewichen war, konnte diesen Mangel durch eine umso intensivere Neuausrichtung an der Gottes- und Nächstenliebe in Ordnung bringen. Er entschied auch selbst über das rechte ‚Hilfsmittel‘, das ihn bei der Rückkehr zur schattenfreien Gottes- und Nächstenliebe unterstützen sollte. So stellten die Christen der ersten fünf Jahrhunderte unterschiedliche ‚Medikamente‘ für die Einübung in das Gute zur Verfügung: Fasten zur Erhöhung der gesamt menschlichen Aufmerksamkeit, Gebet im Sinne einer intensiveren Hinwendung zu Gott, Almosen als Ausdruck einer umso engagierteren Hinwendung zum Nächsten. Wichtig war allein, dass der Christ vor Gott seine Sünde bekannte und seinen der Liebe entgegengesetzten Neigungen durch die Medizin des ‚Bußwerkes‘ an die Wurzel ging.

Im 6. Jahrhundert n. C. brach die „Ich“-Zivilisation des Römischen Reiches zusammen, weil dieser Kulturraum von seinen Rändern her durch Primitivvölkerschaften überrannt wurde, deren Mitglieder weder lesen und schreiben noch „Ich“ sagen konnten; für das Christentum mit seiner Verantwortungsethik ein folgenschwerer Schlag, dem es sich gegenüber sah und auf den es zu reagieren hatte.

So stellt die moderne Sozialpsychologie heraus, dass es während der 1000 Jahre „Mittelalter“, also zwischen 500 und 1500 n. C., nur eine einzige Institution gab, die den einzelnen Menschen noch mit seiner Lebensführung konfrontierte: die fortan für jeden Christen regelmäßig vorgeschriebene Beichte vor einem Priester. Indem der einzelne Christ in überschaubaren Zeitintervallen zur Beichte ging und der Priester ihm den christlichen Maßstab immer wieder vorlegte, an dem er sein Leben abgleichen konnte, gewannen die Menschen in einem sehr langsamem Prozess die Fähigkeit zurück, „Ich“ zu sagen und in sich hineinzuhören, um ihr Leben fortan umso mehr an die christlichen Maßstäbe anzugeleichen. In diesem Sinne wirkte die Beichte als „Biographiegenerator“; als Antrieb, der dabei half, die eigene Lebensführung an das Ideal der Gottes- und Nächstenliebe anzunähern und so das Leben zu vertiefen.

Zwischen 500 und 1000 n. C. bezogen sich die Fragen, mit denen der Priester die Lebensweise des Beichtlings prüfte, auf eher Äußerliches: „Hast Du gestohlen?“ – „Hast Du Ehebruch begangen?“ – Hast Du eine Abtreibung vorgenommen?“ – „Hast Du Deinen Mitmenschen geschlagen oder verletzt?“

Als die westlichen Gesellschaften seit dem 12. Jahrhundert erneut an die Errungenschaften der Alten Welt anzuknüpfen lernten, zeigten sich auch die Auswirkungen der regelmäßigen christlichen Beichte auf die Zivilisation. Der

gesamtgesellschaftliche Fortschritt in der Gewissensbildung durch die Beichte hatte seit dem zivilisatorischen 'Einbruch' im 6. Jahrhundert n. C. bereits wieder ein solches Niveau erreicht, dass sich die Fragen des Priesters an den Beichtling zunehmend verfeinerten: So stellte der Priester den Angehörigen verschiedener Berufsgruppen mittlerweile berufsspezifisch unterschiedliche Fragen. Immerhin hatte der Händler mit anderen Versuchungen zur Sünde zu kämpfen als der Handwerker. So konnten die Geldverleiher überhöhte Zinsen verlangen, die Bauleute bei der Auswahl des zur Verfügung gestellten Baumaterials betrügen. Zugleich zielten die Fragen des Priesters zunehmend nicht nur auf das äußere Ereignis der Sünde, sondern vielmehr auf die innere Motivation, die den Einzelnen zur Sünde verleitet hatte: „Hast Du aus Übermut gehandelt?“ – „Bist Du aus Neid oder Zorn in die Sünde gefallen?“ – „Hast Du die Sünde vorsätzlich begangen?“

Im Verlauf des Mittelalters sollte sich diese Verfeinerungen im 'Sündenraster' weiter ausprägen. Immer umfassender half den Christen die regelmäßige Begegnung mit dem Priester im Beichtstuhl dabei, das eigene Gewissen zu schärfen. Die Buße als „Biographiegenerator“ trieb den einzelnen Christen in stets tiefere Schichten seiner Selbstwahrnehmung. Am Ende dieses Prozesses, der um etwa 1500 n. C. erreicht war, sah sich der Mensch sogar in der Lage, eine „Generalbeichte“ abzulegen; nunmehr konnte er sein Leben als 'Sündenbiographie' in den Blick nehmen – ohne ein entsprechendes Frageraster von Seiten des Priesters.

Wenn wir heute selbstverständlich „Ich“ sagen, dann verdankt sich diese Fähigkeit aus historischer Sicht wesentlich den Leistungen des Christentums. Während wir aktuell wieder zahlreiche Institutionen kennen, die unser „Ich“-Sagen stimulieren – man denke an die vielfältigen Angebote auf dem Meditations-, Bildungs- oder Psycho-Markt –, war die Beichte über mehr als 1000 Jahre abendländischer Geschichte hinweg der einzige „Biographiegenerator“, der es einzelnen Menschen, ja ganzen Kulturen ermöglichte, das „Ich“-Sagen zu erlernen. Vor diesem zivilisationsgeschichtlichen Hintergrund ist kritisch zu erwägen, ob sich die kirchlich betriebene Ermutigung zur christlichen Beichte heutzutage womöglich noch immer viel zu sehr von dem etablierten Normengefüge („Du musst“) herleitet, ohne dabei den Stellenwert der Beichte grundlegend von der Biographie der Einzelpersönlichkeit her zu erschließen. Hier eröffnet sich unter der Perspektive „Buße als Biographiegenerator“ ein erfrischend-inspirierender Neuzugang zur Beichte. So führt der Biographiegenerator Buße den einzelnen Menschen nicht allein in die Begegnung mit sich selbst und mit dem Licht Gottes, sondern darüber hinaus vertieft in die (christliche) Gemeinschaft. Schließlich aktualisiert gerade dieser Weg der Selbsterkenntnis auf je originelle Weise das in der Taufe wurzelnde Bekenntnis zum Leben in Fülle.

Freilich erfordert eine derartige Ausrichtung der Beichte über die bislang vor allem betonten kirchenrechtlichen und liturgischen Kenntnisse des Beichtpriesters hinaus erstens eine reife Einschätzung seiner selbst, zweitens sein genaues Wissen um die je altersspezifischen Entwicklungsmöglichkeiten von Individuationsprozessen und drittens sein treffliches psychologisches Gespür für die Vielfalt menschlicher – inklusive beruflicher – Lebenswirklichkeiten. Komplementär dazu müsste die katechetische Hinführung zur „Buße als Biographiegenerator“ das Sakrament stärker als Chance für die Begegnung des einzelnen Christen mit sich selbst im Sinne einer Lebensvertiefung thematisieren; denn an der Begegnung mit sich selbst führt nun einmal keine wirkliche Gottesbegegnung vorbei. So träfe das von tiefer geistlicher Erfahrung zeugende Wort des Mönches Bernhard von Clairvaux (+ 1153) sowohl für den Beichtpriester als auch für den beichtenden Christen zu: „Du kannst Gott nur bis zu dir selbst entgegengehen!“ Auch die neutestamentliche Überlieferung, derzufolge Gott jeden Menschen zutiefst kennt und ihn am Ende des irdischen Lebens sogar auf Herz und Nieren prüft, klingt angesichts dieses biographie-orientierten Bußverständnisses nicht als Drohung, sondern vielmehr als Ermutigung, den christlichen Weg biographiebefördernder Selbsterkenntnis jeden Tag aufs Neue einzuschlagen.

Autor:

Prof. Dr. Hubertus Lutterbach  
d.: Lehrstuhl für Christentums-  
und Kulturgeschichte  
Universität Essen  
D-45117 Essen

p.: Krumme Str. 36  
D-48143 Münster